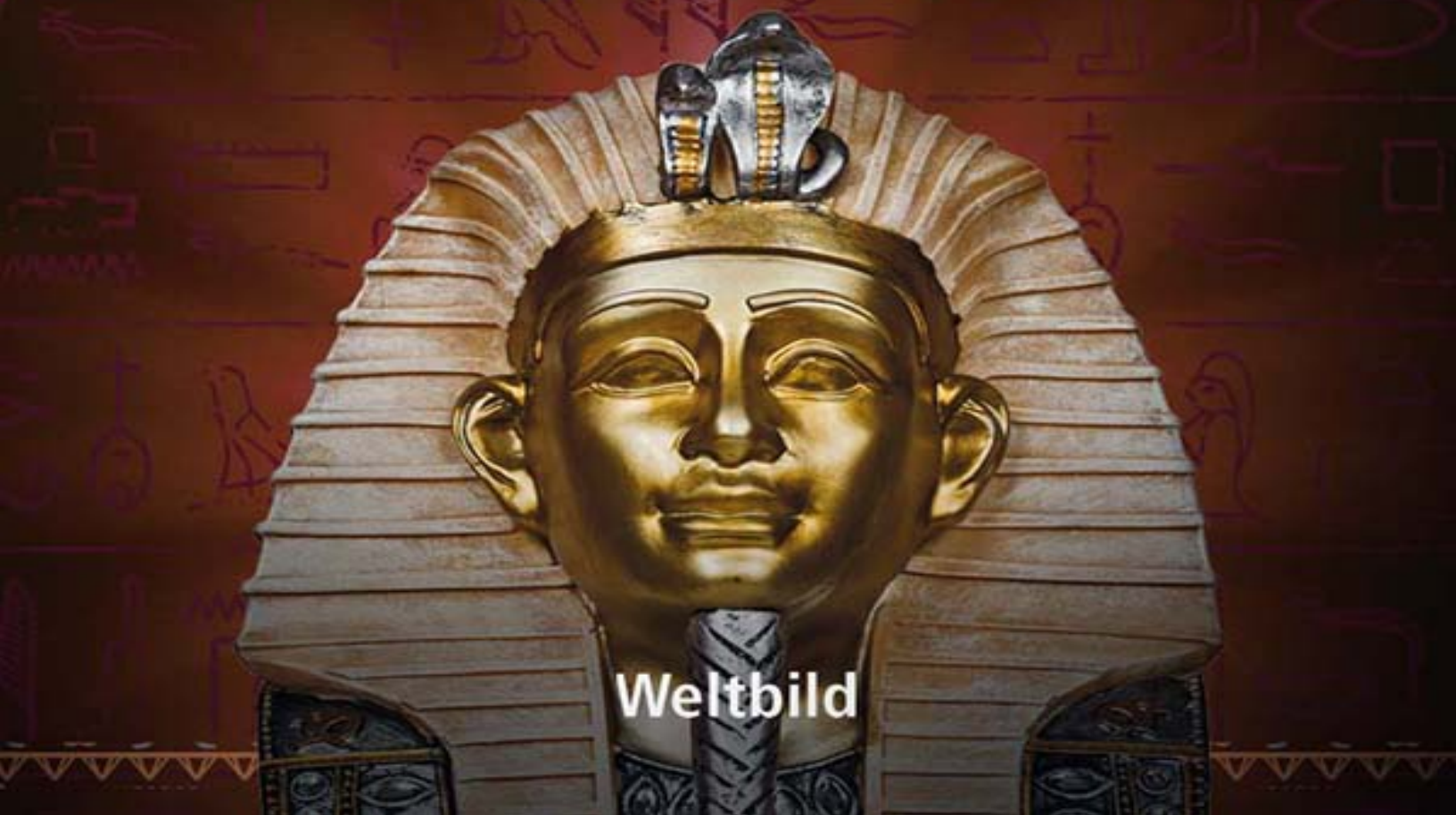
FÜRST MEREN

BAND 2

LYNDA S. ROBINSON

DER SPION DES PHARAO



Weltbild

Ägypten zur Zeit des Tutanchamun:
Die Grenzen des Reiches sind bedroht, und im ganzen Land versuchen die Priester, die Macht des jungen Pharao zu untergraben.
Da geschieht ein verhängnisvoller Mord: Ein Priester ist auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen. War simple Eifersucht das Motiv für den Mord? Oder stecken politische Motive hinter der schrecklichen Tat? Spätestens als ein zweiter Priester – ausgerechnet der Lesepriester, der für seine Traumdeutungen und die Treffsicherheit seiner düsteren Prophezeiungen bekannt war – durch rätselhafte Kobrabisse sein Leben verliert, weiß Meren, dass er alles daran setzen muss, um das Leben des Pharao und die Zukunft des Reiches zu retten. Zusammen mit seinem Sohn Kysen macht er im Laufe der Recherchen eine atemberaubende Entdeckung nach der anderen ...

»Fürst Meren«-Serie

Der Falke des Pharao
Der Spion des Pharao
Das Auge des Pharao
Das Herz des Pharao

Lynda S. Robinson

Der Spion des Pharao

Historischer Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Nicole Terwort

Weltbild

Die Autorin

Lynda Robinson hat Anthropologie sowie Archäologie studiert und einige Zeit bei Ausgrabungen im Nahen Osten verbracht. Sie lebt in San Antonio, Texas.

Die amerikanische Originalausgabe von Der Spion des Pharao erschien unter dem Titel Murder at The God's Gate.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1995 by Lynda S. Robinson
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1997 by Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin
Übersetzung: Aufbau Verlag GmbH & Co KG, Berlin 1996 (für die deutsche
Übersetzung, deren Erstausgabe im Aufbau Taschenbuch Verlag erschien.
Aufbau Taschenbuch ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG)
Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising Titelmotiv: istockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95973-725-8

Cherry Weiner, meine Agentin, gehört zu den Menschen, die mir immer die Wahrheit sagen – auch, wenn ich sie nicht hören will – die mich ermutigen, sich für mich einsetzen und an meine kühnsten Träume glauben. Sie stand von Anfang an hinter dem Plan, eine Serie von Kriminalromanen zu schreiben, die im alten Ägypten spielen, und sie hat mich als Schriftstellerin unterstützt und inspiriert. Deshalb widme ich dieses Buch ihr, meiner Freundin, der ich immer dankbar sein werde.

Kapitel 1

Im Jahre Fünf der Regentschaft des Pharao Tutenchamun

Unas, ein Reiner und Diener des Gottes, war schon spät dran. Die letzten goldenen Strahlen des Sonnengottes beleuchteten die goldenen und silbernen Intarsien auf der Vorderseite des großen äußeren Pylonen-Tores, als der Priester in den Tempel des Amun eilte. Während er auf den Klang seiner Sandalen auf den Steinfliesen horchte, fühlte er sich sogar noch unbedeutender als sonst. Das Geräusch seiner Schritte hallte von den Wänden wider. Er blickte hinauf, aber die Decke des Tempels war so hoch, dass sie in der Dunkelheit nicht zu sehen war.

Die abendliche Zeremonie war beendet. Diejenigen, die nicht im Tempelbereich lebten, hatten das heilige Tor schon seit einiger Zeit hinter sich gelassen. War er der Einzige, der noch hier war? Er hasste es, nach Einbruch der Dunkelheit allein im Tempel zu sein, aber er musste seine Liste mit den Namen der königlichen Kunsthandwerker noch an einem Ort verstauen, an dem er sie morgen schnell wiederfinden konnte.

Wie eine Ameise, die zwischen den Beinen eines Elefanten dahinhuscht, eilte Unas in die Dunkelheit des Tempels, vorbei an den mit Elektrum besetzten Obelisken und Säulen. Kurz vor dem Allerheiligsten bog er nach rechts ab und bahnte sich seinen Weg zwischen den unzähligen Statuen, die von Königen und Hohepriestern geweiht worden waren. Inzwischen konnte er noch nicht einmal mehr die verebbenden Stimmen der anderen Priester hören, die den Tempel verließen und sich auf den Heimweg begaben.

Er kam an einer Fackel vorbei, die nur noch schwach brannte und ein flackerndes Licht auf jene farbenfrohen Wandmalereien warf, die Männer und Götter in unzähligen Situationen und Stellungen abbildeten. Er betrat einen Nebenraum, wo die dem Gott geweihten Tücher und Öle aufbewahrt wurden. Hier war seine Liste sicher, und er konnte sie am nächsten Morgen wieder hervorholen, ohne den ganzen Weg zur Schatzkammer zurücklegen zu müssen.

An den Wänden des Raumes befanden sich Holzborde, die mit seltenen Ölen, Salben und Tüchern beladen waren, welche bei den Ritualen des Gottes Amun verwendet wurden. Unas wischte sich den Schweiß vom rasierten Kopf. Er rieb die Handfläche an seinem Rock ab und nahm die Papyrusrolle in die trockene Hand.

Er blinzelte in der Dunkelheit, nahm sich eine Lampe und stellte sie auf ein Bord neben die Parfümflakons. Er reckte sich und schob die Rolle zwischen die Hälse zweier hinten stehenden Flaschen. Er trat zurück und runzelte die Stirn. Ein Haufen Bandagen war achtlos auf den Boden geworfen worden. Er beugte sich nach unten und griff nach den weißen Tüchern, dann wandte er den Kopf.

Er hatte ein zischendes Geräusch gehört und hielt den Atem an. Die Schatten der toten Könige suchten in der Nacht den Gott heim. Dessen war er sich sicher.

Er konnte etwas hören, etwas, das sich außerhalb des sicheren Lichtkreises der Lampe befand, irgendwo in den Tiefen des Tempels. Was, wenn sich Dämonen in das Allerheiligste geschlichen hatten? Unas presste sich gegen die Wand neben der Tür.

Das Zischen hatte sich in ein Murmeln verwandelt, leise, kehlig, mit einem summenden Unterton. Er schauderte, als die Kälte des Steines, gegen den er sich drückte, seine Kleider durchdrang. Wo waren diese verdammten Tempelwachen? Faul, das waren sie. Sie lungerten auf den äußeren Wachtürmen herum und tauschten Geschichten und Zoten mit den Studenten aus, die auf dem Heimweg waren, um ihr Abendbrot einzunehmen.

Seine Eingeweide krampften sich vor Angst zusammen. Er umklammerte sein Amulett, das er um den Hals trug, damit es ihn vor dem Bösen schützte, und trat einen Schritt aus dem Lagerraum hinaus. Er konnte nicht ewig dort drinnen verharren. Er würde in die Halle schlüpfen und auf die Wachtürme zurennen. Unas schob seinen Fuß über die Schwelle und erstarrte.

»Jetzt verliert nicht den Kopf. Das Zeug ist unter der Grenzbefestigung verstaut, dort, wo die Soldaten nicht danach suchen werden. Also helft Ihr mir jetzt oder nicht?«

Unas atmete aus und lächelte vor sich hin. Er hatte sich wieder einmal zum Narren gemacht. Alle sagten, dass er sich zu sehr vor den Schatten und den Dämonen fürchtete. Er erkannte diese Stimme, obwohl er sie schon lange nicht mehr im Tempel gehört hatte. Und die andere kannte er ebenfalls.

Er ging den Gang entlang und auf die Männer zu, die sich in dem Zimmer befanden, in dem die Abschriften der geheiligten Texte aufbewahrt wurden. Doch plötzlich, als ihm der Sinn ihrer Unterhaltung bewusst wurde, wäre Unas beinahe gestolpert. Seine Schritte wurden langsamer, dann blieb er stehen. Sein Körper wurde kalt, als ob sein Ka, seine Seele, in die Unterwelt geflogen wäre und seine ganze Körperwärme mit sich genommen hätte.

Was er da hörte, konnte einfach nicht wahr sein. Er wischte sich den Schweiß von der Oberlippe. Wie kam es, dass er trotz der Kälte so schwitzte? Die Stimmen summten und zischten. Gefährliches Wissen sickerte in sein Herz, bis er so verängstigt war, dass er sich langsam rückwärts in den Gang zurücktastete. Sein Arm stieß an die Fackel. Er wimmerte leise auf und ergriff sie, bevor sie zu Boden fiel.

Unas stolperte wieder in den Lagerraum und schloss die Tür. Er starrte sie voller Schrecken an und stieß gegen eines der Borde. Der Aufprall brachte eine Flasche mit Öl zum Schwanken und er machte einen Satz. Er fing den Keramikflakon auf, bevor er zu Boden fiel, und stellte ihn an seinen Platz zurück. Dabei verfing sich sein Fuß in den Tüchern, die auf dem Boden lagen. Er stieß sie beiseite und hörte ein reißendes Geräusch. Er erstarrte und horchte. Wenn die beiden in der kleinen Bibliothek ihn hörten, würden sie ihn umbringen. Keiner, der solche Dinge sagte, würde zögern, einen Mord zu begehen, um sie zu verbergen.

Niemand kam herbeigeeilt, um ihn zu töten, also zog Unas seinen Fuß zurück. Er kniete nieder, versuchte die Tücher in die Höhe zu heben, aber der Stoffstapel bewegte sich nicht. Der unterste Stoffstreifen hing an einer lockeren Steinfliese fest. Er ließ seine Finger unter den Stein gleiten und zog das Tuch heraus. Irgendetwas machte ein klirrendes Geräusch. Etwas unter der Fliese.

Unas stemmte den flachen Stein nach oben und schob ihn zur Seite, darunter entdeckte er ein Loch. Und darin Schüsseln. Wer hatte Schüsseln unter den Bodenziegeln versteckt?

Er nahm die oberste der fünf Schüsseln in die Hand und hielt sie ans Licht.

Unverwechselbar. Eine schlichte Keramikschüssel, flach und in einfachen Mustern bemalt, blau auf ockerfarbenem Hintergrund. Unas Finger zogen das Lotusmuster auf dem inneren Rand nach, dann hielten sie an ein paar Tintenspuren inne.

Nein, keine Spuren – Wörter. Wörter in den ausdrucksstarken Zeichen eines Schreibers. Seine Lippen bewegten sich, während er las, aber dann klappte ihm der Unterkiefer herunter. Sein Herz weigerte sich, die Worte am Ende der Zeile ebenfalls auszusprechen. Sein Magen krampfte sich zusammen und seine Hände zitterten. Die Schüssel fiel zu Boden und zerbarst.

Unas sprang zur Seite, duckte sich und wartete darauf, dass die beiden Bösewichte sich auf ihn stürzten. Er schwitzte und hatte jedes Gefühl verloren, wie viel Zeit wohl vergangen sein mochte, während er um Erlösung betete. Er wartete und wartete. Nichts passierte, während er auf dem Boden inmitten der Scherben kauerte.

Schließlich schloss Unas, dass sie verschwunden sein mussten und begann, die Scherben aufzusammeln. Mit unsicheren Bewegungen und unter gelegentlichem Wimmern legte er den Steinziegel und die Tücher wieder an ihren Platz und strich sich die Kleider glatt. Die zerbrochene Schüssel, er musste sie verstecken. Aber nicht hier. Wenn er sie mitnahm, dann würde der geheimnisvolle Unbekannte, der sie versteckt hatte, vielleicht gar nicht bemerken, dass sie fehlte.

Als er sich im Zimmer umsah, entdeckte er einen kleinen Kasten aus geflochtenen Weidenruten. Er räumte die Phiolen mit Salbe heraus und stopfte die Scherben hinein. Nachdem er ein paar Minuten damit verbracht hatte, sich innerlich zu wappnen, öffnete Unas die Tür einen Spalt und horchte.

Er hörte nichts außer einem undefinierbaren Geräusch, das die Leere des Tempels von sich zu geben schien. Er würde den langen Weg nach draußen wählen, würde durch das von vier Pylonen begrenzte Tor und dann über die Straße, die zum Anlegesteg am Nil führte, gehen. Dieser Weg würde ihn weiter von den Menschen fortführen, die er im Tempel hinter sich zu lassen hoffte.

Unas spähte auf den Gang hinaus, dann presste er sich an die Wand und tastete sich daran entlang, um schließlich bis zum innersten Pylon zu gelangen. Er duckte sich, versteckte sich und rannte dann wieder los, und schließlich erreichte er den Hof mit den vergoldeten Papyrussäulen, der sich zwischen den mittleren Pylonen befand. Im Hof hielt er erneut inne, um zu horchen. Seine Ohren schmerzten beinahe vor Anstrengung, da er jeden auch noch so geringen Laut wahrnehmen wollte.

Kein Schritt war zu hören. Keine Faust, in der ein Messer steckte, tauchte hinter ihm auf. Die Bösewichte hatten diesen Ort tatsächlich vor ihm verlassen. Unas klemmte den Kasten unter seinen Arm und eilte an den vier hoch über ihm aufragenden Obelisken vorbei.

Dann huschte er an der großen Statue eines toten Königs vorüber und schoss auf die Tore des äußeren Pylonen zu. Er straffte seine Schultern, als er zwei Wachen entdeckte, die in den Türen standen. Sie starrten ihn an, aber dann erkannten sie ihn und öffneten das Portal. Die Muskeln ihrer Arme arbeiteten, als sie den schweren, mit Gold und Bronze beschlagenen Schild aus Zedernholz bewegten. Er schlängelte sich hinaus.

Die beiden Wachen traten hinzu, grüßten ihn und halfen ihren Gefährten, die Türen

wieder mit einem hohlen Geräusch zu schließen. Sie waren guter Stimmung. Das waren sie immer, wenn die Zeit nahte, da sie ihren Posten den Nachtwachen überlassen konnten.

Unas zögerte. Es war jetzt dunkel, aber er konnte das vertraute Klatschen der Flaggen gegen die elektrumüberzogenen Spitzen der großen Masten hören, die vor jeder Seite des heiligen Tores standen. Er spähte zwischen den unzähligen Votivstatuen im Vorhof hindurch, deren riesige Gestalten weiß, rot, grün und blau bemalt und mit Inschriften bedeckt waren. Sie hatten sich während unzähliger Generationen vermehrt, da die Einwohner Thebens sie dort aufstellten, um sich der Gunst des Gottes zu versichern.

Unas Atem ging flach und schnell, während er zwischen zwei Fahnenstangen hindurchging und die göttliche Straße der Sphinxen überquerte. Dann bog er nach Süden ein und wandte seine eiligen Schritte vom heiligen Bezirk des Amun fort. Als ihn die Wachen nicht mehr sehen konnten, begann er zu laufen.

Er trabte an den Schreinen vorbei, ließ Haus um Haus hinter sich und bog dann nach Norden in eine Straße ein, in der sich die Werkstätten und Häuser von Schmieden, Goldschmieden und Schreibern befanden. Die weiße Fassade seines eigenen Hauses und der bemalte Toreingang waren ihm noch nie so willkommen erschienen. Unas schaute sich ein letztes Mal um, schlüpfte hinein und schlug die Tür zu.

Sofort begann er zu zittern. Mit dem Armrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn und von dem kahlen Kopf ab. Irgendetwas drückte ihm in die Seite. Er blickte nach unten und bemerkte, wie seine Hand das Weidenkästchen fest an seinen Körper presste. Er hob es in die Höhe und sofort befiel ihn wieder namenlose Furcht.

Was sollte er tun? Er hatte so viel Böses gehört, und er war nur ein Reiner, noch nicht einmal ein Lesepriester oder einer der höherstehenden Diener des Gottes. Wenn er jemandem davon erzählte, wie konnte er dann sicher sein, dass sein Gegenüber nicht ebenfalls an dieser Verschwörung beteiligt war?

Unas packte das Kästchen fester und durchquerte die Empfangshalle. Dabei stieß er mit dem Fuß an Ipwets Webstuhl. Er schrie auf, stolperte und rieb sich mit der freien Hand das Fußgelenk. Er stieß die Spindel beiseite, dann eilte er in den Aufenthaltsraum hinter der Empfangshalle. Er hielt inne, um auf das gleichmäßig mahlende Geräusch zu horchen, das vom Dach zu ihm herunterdrang.

Ipwet bereitete das Abendessen vor. Bei dem Gedanken an Essen drehte sich ihm der Magen um, und Unas schlüpfte um die Mittelsäule herum und durch die Tür, die in ihr gemeinsames Schlafgemach führte. Endlich konnte er den Kasten unter sein Bett schieben, dann hielt er inne und dachte angestrengt nach.

Er warf einen Blick auf den Hausaltar, den er dem Gott Bes errichtet hatte. Kein besonders mächtiger Gott, wenn man ihn mit Amun, dem König der Götter, verglich. Von dieser Seite war keine Hilfe zu erwarten. Man würde ihn jagen wie eine verwundete Hyäne. Sie würden ihn zerstören, wenn sie herausfanden, dass er ihr Geheimnis kannte.

Ob er sich diesem Krieger und Wagenlenker anvertrauen sollte? Es war noch keine zwei Wochen her, da der Krieger und sein Herr, der große Fürst Meren, zu ihm gekommen waren, um Informationen über eine Salbe von ihm zu erhalten. Eine seltsame Forderung. Und er war so verängstigt gewesen. Unas hätte sich damals am liebsten in eine Ecke

seines Schlafgemachs verkrochen, als er sich an den Besuch der Augen und Ohren des Pharao erinnerte.

Der einzige Grund, warum er sich einverstanden erklärt hatte, etwas preiszugeben, war die Belohnung gewesen. Er brauchte Geld, um seiner Frau etwas bieten zu können. Ipwet war jung, viel jünger als er selbst – ein wohlhabender Ehemann und hübsche Dinge standen ihr zu. Wenn er gut für sie sorgte, dann konnte er sich vielleicht ihrer Zuneigung versichern, denn Frauen schätzten vermögende Männer mehr als solche, deren einziger Vorzug ihre Jugend war. Er wandte sich um und setzte sich auf das Bett. Dann stützte er die Ellbogen auf die Oberschenkel, ließ den Kopf nach unten hängen und stöhnte.

Er wollte keine Scherereien. Er wollte einzig und allein gute Arbeit leisten, damit er ein schönes Heim hatte und für die Kinder sorgen konnte, die Ipwet und er sich wünschten. So viele andere Priester, die von Geburt an eine höhere gesellschaftliche Stellung besaßen, konnten sich auf ihren Privilegien ausruhen, ohne dass sie auch nur einen ihrer fetten Finger krümmen mussten, um sie sich zu verdienen, während er viele Überstunden machen musste und sich wenig Fehler erlauben durfte.

Vor ihm waren andere durch ihre Fähigkeiten aufgestiegen, und auch er hoffte immer noch darauf, etwas Besseres zu werden. Doch momentan schien es widersinnig, dass er so aufgeregt gewesen war, als sein Vorgesetzter, Qenamun, ihn letzte Woche zum Ersten unter den Reinen in der Schatzkammer ernannt hatte.

Denn jetzt war seine vielversprechende Zukunft in Gefahr. Besonders, wenn er dem Falken des Pharao irgendetwas davon mitteilte. Keine weiteren Beförderungen mehr, keine Aussicht auf weitere üppige Sonderzahlungen, kein Anteil mehr an den Einkünften des Tempels. Doch wie konnte er über diese Sache Stillschweigen bewahren?

Er musste den Willen des Gottes Amun erfahren. Es bestand durchaus die Möglichkeit, dass Amun seine Schritte heute Nacht geleitet hatte, damit er das Böse abwenden konnte. Genauso gut konnte ihn aber auch ein Dämon dazu verführt haben, den sündigen Worten zu lauschen. Was von beidem war der Fall?

Er hasste derlei Konflikte. Er liebte Klarheit und Einfachheit, wie zum Beispiel die Aufgabe, die Anzahl der Männer herauszufinden, die notwendig waren, um einen Obelisken mit einem bestimmten Gewicht zu transportieren. Unas stützte den Kopf in die Hände und stöhnte. Er fühlte sich wie ein Spatz unter Geiern. Sie würden sich auf ihn stürzen und ihm den Hals brechen. Er musste genau darüber nachdenken, ob er über die Angelegenheit sprechen sollte oder nicht, und wenn ja, wem er sich anvertrauen sollte. Eine übereilte Entscheidung könnte ihn das Leben kosten.

Unas holte tief Luft, erhob sich und schritt zur Tür. Dann dachte er an die Schüssel mit der Inschrift. Er wandte sich um und warf dem Kasten unter seinem Bett einen grimmigen, raubvogelartigen Blick zu. Hohe, raubvogelartige Schreie daraus kündeten von Gefahr. Er sollte dieses Kästchen zerstören. Wenn jemand es fand, könnte man ihn unsäglicher Greueltaten bezichtigen.

Unas ergriff den Kasten und eilte in die Küche im hinteren Teil des Hauses. Ipwet war die Treppen vom Dach hinabgestiegen und knetete nun neben einem kuppelförmigen Ofen den Brotteig. Schwache Rauchfetzen zogen durch die Abzugsöffnung im Dach. Sie blickte auf und schenkte ihm ein flüchtiges Lächeln. Ihr dunkelbraunes Haar war

zurückgebunden, damit es ihr nicht ins Gesicht fiel, und sie trug ihr altes Kleid, das sie nur anlegte, wenn sie schwere Hausarbeit verrichtete, wie das Korn zu mahlen. Er beobachtete sie gern, wenn sie mit den Mühlsteinen zugange war. Die Muskeln ihrer Arme arbeiteten, während sie den Stein vor und zurück bewegte, und ihre Brüste wippten auf und nieder.

»Weißt du was?«, sagte Ipwet. »Papa hat heute Nachmittag eine Ente vorbeigebracht.« Sie sog die Luft ein. »Riechst du das, Unas? Gibt es etwas Besseres als gebratene Ente?«

»Mm-hmm.«

Unas hob den Deckel des Kästchens hoch.

»Was ist das?«, fragte Ipwet. Sie formte mit ihren Händen einen runden Laib. »Ich hoffe, du hast Datteln mitgebracht.«

Er griff nach den Scherben. Eine schnitt ihm in den Finger, aber es gelang ihm trotzdem, die meisten Stücke mit einer Hand zu greifen. Er hob sie aus dem Kasten, ging zum Ofen und warf sie ins Feuer. Zu guter Letzt leerte er den Inhalt des Kästchens in das Ofenloch und schob die kleineren Stücke in die Flammen. Ipwet schlug die Hände zusammen.

»Was tust du denn da? Du ruinierst mir noch das Feuer!«

Unas wich zurück, als sie ihn vom Ofen wegdrängte. »Ich – ich habe versucht, es zu schüren.«

»Mit Tonscherben?« Ipwet kniete vor dem Ofen nieder und spähte hinein. »Wenn du mir das Feuer kaputt gemacht hast, dann kannst du selbst ein neues machen, wenn du etwas zum Abendessen haben willst.« Sie erhob sich und zuckte die Achseln. »Scheint aber in Ordnung zu sein. Warum hast du nur so etwas Dummes getan? Na ja, egal. Geh jetzt, Unas. Es stört mich, wenn du dich so über mich beugst.«

Er reckte den Hals, um ihr über die Schulter zu blikken, aber die Scherben waren in den Flammen verschwunden. Seine Handflächen waren feucht. Als er die Küche verließ, rieb er sie an seinen Kleidern trocken.

Im Wohnraum ging er zu einer großen Flasche mit schlankem Hals, nahm ein Sieb, durch das er Bier in einen Becher goss. Er trank ihn in einem Zug leer und goss sich noch einen ein. Erleichterung senkte sich auf seinen Körper herab wie einer jener seltenen Regenfälle im Winter. Die Schale war zerstört und er brauchte sich vor nichts zu fürchten. Er war in Sicherheit und konnte sich Zeit lassen, während er darüber nachdachte, was er jetzt unternehmen wollte. Hast war grundsätzlich von Übel. Sie führte nur zu Fehlern; und in diesem Fall würde sie ihn vielleicht gar das Leben kosten.

Die Nacht verhüllte den Vorhof im Tempel des Amun. Die Schwelle der Doppeltüren, an denen ein Wachtposten hätte stehen sollen, war leer. Eine Eule kreiste am Himmel, dann stob sie herab und landete auf dem Kopf der massiven Votivstatue eines vor langer Zeit verstorbenen Edelmannes. Der Mann musste einmal sehr wohlhabend gewesen sein, denn die Figur war einst bemalt und vergoldet gewesen. Ein ganzes Jahrhundert nach seinem Tod jedoch war das Standbild beiseitegeschoben worden, um für die Gaben eines neuen Jahrhunderts Platz zu machen. Das Blattgold war nach und nach heimlich entfernt worden, und jetzt pickte die Eule an der abblätternden Farbe, unter der kostbarer,

schwarzer Diorit sichtbar wurde.

Eine undeutliche Bewegung ließ den Vogel aufschreien und sich wieder in die Lüfte schwingen. Das Rascheln von Kleidung, die über die Haut streicht. Ein unterdrücktes Seufzen. Die Statue schien jenen Mann zu gebären, der da aus dem Schutz der drohend aufragenden Figur trat.

Das Mondlicht schimmerte in den Falten seines durchsichtigen Gewandes. Ein bronzener Armreif spiegelte die Lichtstrahlen ebenso wider wie der goldene Ring mit dem flachen Siegel, auf dem die Namenshieroglyphen seines Besitzers standen. Der Mann wandte sich um und beobachtete die Eule, die über die Altäre und die Dächer des Tempelkomplexes flog. Ein anderer, kleinerer Mann schloss sich dem ersten an und flüsterte kaum hörbar.

»Also, Ihr seid sicher, dass ihr den Lauscher erkannt habt?«

»Natürlich«, sagte der Mann, der den Türsteher entlassen hatte.

»Habt Ihr ihn deutlich erkannt? Ganz sicher?«

»Bestimmt, Herr. Ich kenne diesen Reinen.«

Der kleinere Mann nickte. »Dann übergebe ich diese Sache Euren Händen. Ihr wisst, was zu tun ist, damit wir in Sicherheit sind.«

»Ich werde sofort jemanden aussenden, der ihn bewachen soll. Ich kenne ihn. Er wird tagelang grübeln, zaudern und zagen. Zeit genug also, um ihm etwas zustoßen zu lassen.«

»Wartet nicht zu lang. Sie sammeln sich im Palast, und meine Leute in der Wüste haben einen passenden Ort gefunden, wo wir mit unserer Arbeit beginnen können.«

»Hast ist unklug. Solche Dinge müssen sorgfältig geplant werden, sonst schaffen sie mehr Schwierigkeiten, als sie lösen sollen.«

»Ihr könnt es Euch leisten, gelassen zu bleiben. Ihr müsst Euch nicht auf dem Parkett des Palastes zwischen königlichen Wachen und misstrauischen, verflucht schlauen Mistkerlen wie diesem Meren bewegen.«

»Beruhigt Euch«, sagte die Gestalt in dem prächtigen Gewand. »Ich werde die Tat begehen, wenn die Zeit dafür reif ist. Immerhin ist unser Vorhaben durch den Verborgenen, den großen Gott Amun, der den Stürmen gebietet und seine Schüler beschützt, gesegnet.«

Der kleinere Mann grunzte. »Denkt bitte auch daran, dass er nur denen hilft, die wissen, wann sie mit der Schnelligkeit des Blitzes und der Tödlichkeit einer Kobra zu handeln haben. Ich gehe jetzt nach Hause.«

Der Mann in der Robe verbeugte sich und das zarte Gewebe seines Gewandes umschmeichelte seine Knöchel.

»Möge Amun Euch Frieden schenken, mein Freund.«

»Bei den Hoden des Gottes, man könnte meinen, dass Ihr so häufig Morde begeht, dass sie schon zu Eurer Morgenzeremonie gehören.«

»Nein, so häufig nun auch nicht, mein Freund, bei Weitem nicht so häufig.«

Kapitel 2

Meren stand neben General Horemheb vor dem Tempel des Amun und genoss die letzten kühlen Augenblicke des Sonnenaufganges. Er legte den Kopf in den Nacken, um den Kopf der riesigen Statue zu betrachten, die sich auf ihn zubewegte. Die Luft war erfüllt vom rhythmischen Gesang der Arbeiter, akzentuiert durch das Keuchen und Grunzen von fast zweihundert Leibeigenen, die an den Seilen standen, mit denen die Kufen unter dem Koloss weitergezogen wurden. Auf dem Sockel der Statue stand ein Aufseher, der die Zugbewegungen durch Gesang und Händeklatschen koordinierte.

»Der Hohepriester wird vor Zorn seine reine weiße Robe beschmutzen, wenn er das hier sieht«, flüsterte Horemheb.

Meren unterdrückte ein Grinsen. »Und Ihr werdet jeden einzelnen Augenblick seiner Qualen genießen.«

Tonnen roten Granits scharrten über den geölten und planierten Weg auf die Nordhälfte des heiligen Pylonen zu. Meren warf einen Blick über die Schulter auf die Schatten, die das Tor warf. Kein Zeichen vom König, der sich zum morgendlichen Ritual in das Allerheiligste begeben hatte. Das Wohl des Zweifachen Reiches hing von der Fürsprache des Königs bei den Göttern, besonders bei Amun ab, und Tutenchamun vollzog diese Zeremonie wie es schon seine Ahnen über Jahrhunderte hinweg getan hatten.

Wenn der König nicht anwesend sein konnte, dann nahm der Hohepriester seinen Platz ein. Auch heute lagen wieder eine Menge dringender Geschäfte an, aber der König hatte das heutige Ritual nicht verpassen wollen. Wenn er heute nicht dabei gewesen wäre, dann hätte er die Ankunft seiner Statue und ihre Wirkung auf den Hohepriester, Parenefer, verpasst.

Meren warf Horemheb einen verstohlenen Blick zu, der voller Zuneigung war. Seit ihren Jugendtagen, als sie zu Kriegern ausgebildet wurden, waren sie Freunde und waren es auch geblieben, als ihre Pflichten sie getrennt hatten. Unter seiner höfischen Perücke war das Haar des Generals hellbraun geworden, weil er so viele lange Tage bei Übungen in der Sonne verbracht hatte.

Horemheb trug sein Haar kurz geschnitten und aus dem Gesicht gebürstet, aber es war so eigensinnig, dass es von seinem Kopf abstand wie die Federn eines wütenden Habichts. Er hatte ein quadratisches Gesicht und über seine Stirn zogen sich drei lange Falten. Meren hatte beobachtet, wie diese Linien mit den Jahren tiefer wurden. Seine Nase war leicht schief, das Ergebnis einer Verletzung, als er mit einem flüchtenden Wagen zusammengestoßen war.

Horemhebs Gesichtsausdruck zeugte von großer Entschlossenheit, als hätte er gerade eine Horde asiatischer Nomaden am Horizont erspäht. Sein Gang war energisch, er schien immer zu marschieren, als folgte er gerade den Schritten eines pflichtvergessenen Rekruten. Er war ziemlich laut, wenn er mit Soldaten, Verbündeten oder Freunden sprach, und besaß die Fügsamkeit eines schlafenden Krokodils, wenn er sich in Gesellschaft von Fremden oder Feinden befand. Meren hatte schon erlebt, dass er sich innerhalb eines halben Herzschlages vom fäusteschwingenden Wüterich in einen verschlagenen, Süßholz

raspelnden Höfling verwandelte. Und auf dem Schlachtfeld besaß er die List eines Leoparden und eine Geschicklichkeit, von der Meren hoffte, dass sie sich niemals gegen ihn richten würde.

Am verblüffendsten jedoch war, dass es Horemheb niemals in den Sinn kam, sich seiner bescheidenen Abstammung zu schämen. Er war Horemheb, General der königlichen Armee, königlicher Schreiber, Ratgeber des Pharao, ein einflussreicher Mann. Seine bürgerliche Familie war unwichtig.

Der General wippte auf seinen Fersen vor und zurück und betrachtete mit finsteren Blicken den Anlegeplatz des Tempels. Das Boot, mit dem die Statue hierhergebracht worden war, hatte dort festgemacht, und für die Menge, die sich dort versammelt hatte, um die Ankunft des Königs zu beobachten, war sie Gegenstand aufgeregten Interesses gewesen. Aber Meren kannte Horemheb. Sein Freund hatte die Statue vergessen; das Herz des Generals war mit der Bedrohung durch die Hethiter beschäftigt.

»Geduld, alter Freund«, sagte Meren. »Wir können noch den ganzen Tag über Straßenräuber, Krieg und Truppen diskutieren.«

Sie verstanden beide, dass der Koloss auf seine Weise eine ebenso wichtige Funktion erfüllte wie die Feldzüge der Armee, denn diese Statue – die so riesig war, dass sie beinahe die mächtigen Pylonen des Götterkönigs überragte –, dieses Abbild des Königs sollte vor dem Tempel stehen. Und durch ihre Pracht und Größe sollte sie den Einwohnern Ägyptens vermitteln, dass der Pharao mächtiger war als jeder einzelne Priester hinter dem Standbild.

Deshalb hatte die Ankunft der Statue auch schon vorher dazu geführt, dass der Hohepriester des Amun das Gesicht verzogen hatte, als wäre er auf eine Schlange getreten. Sein Kummer spiegelte sich in den Gesichtern der anderen versammelten Priester wider. Sie hatten sich grüppchenweise zusammengerottet, wie mürrische Tauben, und ergriffen hastig die Flucht, während die Arbeiter die Statue die Straße entlangzogen.

Als die komplizierten Manöver, mit denen der Koloss an die richtige Stelle gerückt werden sollte, begannen, sah Meren ein Paar königlicher Wachen am Tor auftauchen. Eine Welle der Bewegung erfasste die Menge, als die mit Speeren bewaffneten Männer in Rüstungen aus Bronze und Gold ein Zeichen machten, welches das Kommen des Königs ankündigte. Die Höflinge wandten sich um, die Statue war vergessen. Köpfe senkten sich. Meren versetzte Horemheb einen Rippenstoß und beide knieten nieder.

Horemheb wandte Meren den Kopf zu und grinste. »Darauf habe ich gewartet, seit dem König dieser Gedanke gekommen ist.«

»Seid bloß vorsichtig, dass Parenefer nicht bemerkt, wie sehr Ihr seine Verärgerung genießt.«

Die plötzliche Stille in Augenblicken wie diesen beeindruckte Meren immer. Es war, als hörte das Königreich auf zu atmen. Dann horchte er auf das klingelnde Geräusch der Sistrums und auf den Klang der Trommeln. Der Lärm wurde lauter und lauter, bis die Trommeln in seinem Körper zu vibrieren schienen. Schließlich verstummten sie und er vernahm die Jubelrufe. Er verbarg ein Grinsen, als er sich erhob und bemerkte, dass Horemheb bereits auf den Füßen war. Er musste nur mit den Augen dem goldenen

Schimmer folgen, um den König zu finden.

Tutenchamun stand vor dem Tor zwischen dem Hohepriester des Amun und dem Wesir Ay und er leuchtete so hell wie die Sonne. Das Kobra-Diadem auf seiner Stirn, die schweren Armreifen und Fußketten, das Zepter, das er in einer Hand hielt, alles war aus Gold. Selbst seine Sandalen erstrahlten von dem edlen Metall. Gold symbolisierte die Majestät und Göttlichkeit des Pharao, aber Meren wusste, wie nutzlos diese Art von Schmuck sein konnte. Die Jugend des Königs, seine Stärke, sein gebieterischer Geist, gestatteten es ihm, die Gewänder eines lebenden Gottes zu tragen, ohne davon beherrscht zu werden. Neben dem König sah Parenefer genauso aus, wie er war, wie ein zerborstener und vertrockneter Sarg, der bis zum Rand mit Groll und Hass gefüllt war.

Meren beobachtete den Hohepriester, während der König zu der Menge sprach und verhinderte, dass die Statue Amun, seinem Vater, zur größeren Ehre gereichen sollte. Parenefers Schädel glänzte von den duftenden Ölen, die er nach der Rasur auftrug. Die Haut spannte sich fest über den Knochen, als ob sie das lose Fleisch an seinem Unterkiefer und seinem Hals ausgleichen wollte. Sein Mund war von tiefen Falten umgeben, die sich von seiner Nase bis in die Oberlippe hineingruben wie Wadis in eine Wüstenlandschaft.

Parenefer war kurzsichtig, weshalb er den Kopf von seinen gebeugten Schultern aus nach vorne reckte und wie ein misstrauischer, argwöhnischer Geier in die Welt blinzelte. Sein Leben und sein Charakter waren seit der Vernichtung des Tempels durch den Pharao Echnaton zerstört. Er war aus dem Tempel vertrieben und als Krimineller verfolgt und gejagt worden. Parenefer hatte überlebt, hatte sich verborgen, Ränke geschmiedet und die Menschen gegen den Pharao aufgewiegelt. Obwohl er und sein Gott ihre frühere Vormachtstellung wiedererhalten hatten, war sein Hohepriester-Ka verstümmelt. Er konnte den Tod seiner Freunde und seine eigene Demütigung durch die Hand Echnatons nicht vergessen, noch konnte er Tutenchamun vergeben, dass er ein Bruder des Ketzers war. Meren und Horemheb vertrauten dem Gesandten der Hethiter mehr, als sie Parenefer vertrauten.

Horemheb sprach, wobei er die Lippen kaum bewegte. »Seht Ihr. Ich habe Euch gesagt, dass es das Warten wert sei.«

Der Hohepriester legte den Kopf in den Nacken und betrachtete das Gesicht des Kolosses, bemerkte die gerade, kleine Nase und die geweiteten Nasenflügel, die vollen, sinnlichen Lippen und die leicht gerundeten Wangen der Jugend. Parenefers Lippen pressten sich zu einem dünnen Strich zusammen. Er lief zinnoberrot an, seine Wangen blähten sich auf, sodass er einem ältlichen, entrüsteten Frosch glich. Er wandte sich ab.

»Das war es in der Tat«, sagte Meren leise.

Als er hörte, wie der Befehlshaber der königlichen Wachen in schneidendem Ton seine Befehle erteilte, eilte er zum König, um seinen Platz hinter ihm einzunehmen. Horemheb ging zum Landungssteg, wo der Frachter Platz für das königliche Boot gemacht hatte. Meren fiel in Gleichschritt mit Maja, dem Schatzmeister. Als sie innehielten, um dem König Zeit zu geben, mit einigen Bürgerlichen zu sprechen, blickte Meren über die Schulter und betrachtete die Arbeiter, die sich um den Koloss scharten. Plötzlich traf ihn der direkte Blick eines Priesters. Sein Blick glitt über eingefallene Schultern, breite

Hüften, registrierte die viel zu großen Ohren des Mannes, die ihm vom Kopf abstanden wie getrocknete Melonenstücke. Er kniff die Augen zusammen, das Gesicht kam ihm bekannt vor. Irgendetwas stimmte mit dem Mann nicht. Vielleicht war es sein direkter Blick; vielleicht war es auch die Furcht in seinen Augen.

Meren war daran gewöhnt, Furcht in den Augen anderer zu entdecken. Dann öffnete der Priester den Mund und machte einen Schritt auf ihn zu. Er blieb abrupt stehen, blickte zur Seite und erschrak. Ohne sich noch einmal nach Meren umzusehen, tauchte er inmitten der Arbeiter, Kunsthandwerker und Architekten am Fuße der Statue unter.

Meren ließ seine Augen in die Richtung wandern, in die der Priester geblickt hatte, aber er konnte nur noch mehr Priester und ein paar Höflinge entdecken. Was immer den Mann erschreckt haben mochte, es konnte nichts Ungewöhnliches gewesen sein.

Maja legte ihm die Hand auf den Arm. »Meren, der König.«

Der Kammerherr des Königs winkte ihn heran. Er überquerte die Rampe, die zum königlichen Boot führte, und kniete vor Tutenchamun nieder.

»Ihr mögt Euch vor meiner Majestät erheben.«

Meren stand auf und begegnete der kaum unterdrückten Erheiterung in den Augen des Königs, der immerhin gerade erst vierzehn war. Er runzelte als Antwort zurückhaltend die Stirn und die Erheiterung wich aus dem Gesicht des Jungen. Eine Maske der Würde und des Wohlwollens glitt über das Gesicht des Königs, und er wandte sich dem Hohepriester und den obersten Propheten des Gottes zu, um ihre Abschiedsworte entgegenzunehmen. Meren erlaubte sich einen stummen Seufzer. Tutenchamun hatte die Macht der Priester heute schon einmal herausgefordert. Es hatte keinen Sinn, sie noch weiter gegen sich aufzubringen.

Als das Schiff sich vom Kai fort bewegte, stellte Meren sich neben den König. Er beugte den Kopf, um Tutenchamuns leise Stimme verstehen zu können.

»Habt Ihr ihn gesehen?«, fragte der König. »Habt Ihr gesehen, wie rot er anlief, als er bemerkte, welche Größe mein Standbild besitzt?«

Meren riskierte einen Seitenblick auf den König. Er trug noch immer seine königliche Würde zur Schau. Er blickte geradeaus zum Westufer, fort vom Ostteil der Stadt und seinen unzähligen Tempeln.

»Ja, Majestät. Euer Bild ist in der Tat das eines lebenden Gottes.«

Tutenchamun hob eine Augenbraue und begegnete Merens mildem Blick.

»Es war auch Eure Idee«, sagte der König. »Also tut jetzt nicht so, als ob Ihr sein Unbehagen nicht auch genießt.«

»Aber unsere Freude muss stumm bleiben, Majestät.«

Der König seufzte und wandte sich um, um einen letzten Blick auf das monumentale Bild seiner selbst zu werfen. Meren blickte es ebenfalls an, dann blinzelte er plötzlich. Ein Priester war auf den Fuß der Statue geklettert und starrte auf die königliche Barkasse, während sie sich vom heiligen Ort entfernte. Meren schloss die Augen, als die Strahlen der aufgehenden Sonne ihn blendeten, dann öffnete er sie wieder.

Der Priester stand immer noch da, regungslos, und Meren hätte schwören können, dass es derselbe Mann war, dessen Furcht noch vor ein paar Minuten seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Seine einsame Gestalt hatte etwas Beunruhigendes an sich. Zweifellos

war es der Kontrast zwischen dem Priester und diesem Berg von einem Standbild; er sah wie ein Käfer neben einem Elefanten aus.

Der König richtete ein paar Worte an Meren. Als er das nächste Mal hinsah, war die kleine Gestalt vom Fuß der Statue verschwunden, und er dachte nicht länger an sie.

Als sie wieder im Palast waren, verschwand der Pharao in den königlichen Gemächern, um sich seiner beiden Kronen zu entledigen. Meren und ein paar Ratgeber blieben in einem der kleineren Audienzsäle zurück. Das Licht fiel durch die hohen, rechteckigen Fenster und beleuchtete das Bild, das die eleganten Bewegungen des Königs bei der Jagd in den Sümpfen des Nil darstellte. Das tiefe Blau des Flusses war durch glasierte Bodenfliesen nachgebildet worden. Meren zog diesen Raum dem großen Audienzsaal vor, dessen Größe und hohe Säulen eine Atmosphäre kalter Göttlichkeit ausstrahlte.

Ein Diener reichte ihm gerade einen Becher Wein, als Maja zu ihm trat. Meren mochte den Schatzmeister, denn er interessierte sich stärker für die Effizienz derjenigen, die unter ihm dienten, als für sein eigenes Fortkommen. Er stammte aus einer alten Adelsfamilie und meinte, dass er nicht viel gewinnen konnte, wenn er nach noch mehr Macht strebte. Er hatte genug, und er widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem persönlichen Leben der Menschen, die ihn umgaben – wobei er natürlich nur ihr Wohlergehen im Auge hatte. Maja hatte nur wenig für diejenigen übrig, die das Leben als eine Ansammlung von Kriegen und Auseinandersetzungen betrachteten; er wollte das Leben genießen. Er liebte gewissenhafte Arbeiter, die ihm Ärger ersparten. Er liebte Musik und Feste, Akrobaten und gute Geschichten. Meren hatte das Gefühl, dass er jene Leichtigkeit ausstrahlte, die der Pharao so bitter nötig hatte, denn sonst war er ausschließlich von ernsten Männern umgeben und trug eine überwältigende Verantwortung, derer er sich nur allzu sehr bewusst war.

Jetzt deutete Maja in Ays Richtung, der in einen leisen Streit mit Horemheb verwickelt war.

»Was ist geschehen, Falke?«, flüsterte Maja. Er hatte Meren diesen Namen vor Jahren gegeben, als er bemerkt hatte, dass der Geist des Freundes so flink wie der Flug des Falken war. »Diese spontane Audienz war Euer Einfall, nicht wahr?«

Das stimmte, aber Meren hätte es niemals zugegeben. Er hatte zu viele beunruhigende Meldungen von Scharmützeln im besiegten Königreich Mitanni am nördlichen Euphrat und in den Vasallenstaaten und den Staaten der Verbündeten des Reiches, die zwischen Syrien und den Grenzen Ägyptens lagen, erhalten. Jeder wusste, dass die Hethiter hinter diesen Unruhen steckten.

Als Meren nicht antwortete, deutete Maja auf Horemheb.

»Er will nach der nächsten Ernte einen Feldzug nach Palästina und Syrien starten.«

Meren trank einen Schluck Wein. »Das ist nicht der Punkt, über den zwischen uns Uneinigkeit herrscht.«

»So? Worüber dann? Denn wir müssen gegen die Hethiter etwas unternehmen.«

»Das stimmt, aber Ay ist der Meinung, dass der König an dem Feldzug nicht teilnehmen sollte.«

»Zu jung?«

Meren neigte den Kopf.

Maja, der durch seine Leidenschaftlichkeit und sein organisatorisches Geschick die Zuneigung des Königs und Ays gewonnen hatte, wandte sich Meren zu und runzelte die Stirn. »Und was sagt Ihr? Ihr habt ihn ausgebildet.«

»Kein Junge seines Alters, wie göttlich er auch sein mag, kann die Fähigkeiten eines Kriegers in so kurzer Zeit erlernen. Vielleicht in einem Jahr. Bis dahin...«

»Und Horemheb ist dermaßen in Bedrängnis, dass er meint, das Reich könne nicht mehr so lange warten.«

»Er könnte recht haben.«

»Dann könnte einer der anderen Prinzen den König vertreten.«

Meren schüttelte den Kopf. »Ihr wisst, dass das für die Truppen nicht das Gleiche wäre.«

Er trank einen weiteren Schluck Wein und blickte sich im Audienzsaal um. Huy, der Vizekönig Nubiens – derjenigen Länder im Süden also, über die Ägypten die Vorherrschaft besaß –, unterhielt sich mit dem nubischen Prinzen Khai, der ebenfalls bei der Regierung des Südens half. Nakhtmin, General und königlicher Schreiber, hatte sich in die Diskussion Ays und Horemhebs gemischt.

Er war überrascht, als er sah, dass Ahiram, ein fremder Prinz, anwesend war. Ahiram war der Sohn Rib-Addis, des Königs von Byblos, und einer der verbündeten Prinzen, die gegen Aufstände im eigenen Land zu schützen Echnaton versäumt hatte. Rib-Addi hatte den Raubzügen der durch den Hethiter-König Supiluliumas angestachelten Rebellen nicht standgehalten. Der arme Ahiram wurde an den ägyptischen Hof geschickt, um dort unterrichtet zu werden. Und jetzt stand er vaterlos da, ohne eine Stadt oder einen Thron, zu dem er zurückkehren konnte. Vielleicht hatte Ay Ahirams Anwesenheit gefordert, weil der fremde Prinz mit dem Land um Byblos und Tyros vertraut war.

Alle schauten aufmerksam zur Tür, als die königlichen Wachen in den Raum platzten und die Speere auf die Bodenfliesen senkten. Tutenchamun marschierte schneidig herein, wie nur ein Knabe es kann, und klatschte in die Hände.

»Ja, ja, erhebt Euch jetzt alle. Meine Majestät geruht, die Zeremonie zu übergehen. Wir werden uns zuerst mit Nubien beschäftigen. Huy, was ist mit dieser Expedition zu den Goldminen geschehen?« Der König ließ sich auf einen mit getriebenem Blattgold geschmückten Stuhl sinken.

Bevor Huy antworten konnte, stieß der Aufseher des Audienzsaales die Flügeltüren auf und steckte seinen Kopf hindurch. Merens Aufmerksamkeit war sofort geweckt, denn die Augen des alten Mannes glitzerten, während er den Blick des Pharao suchte. Tutenchamun nickte und der Aufseher trat zur Seite, um Kysen Eintritt zu gewähren. Als Meren seinen Sohn sah, wusste er, dass etwas geschehen sein musste.

Er hatte Ky das Tagesgeschäft überlassen – er sollte die Berichte von Tumulten im Königreich lesen und die verschiedenen Informanten empfangen, während er der Audienz beiwohnte. Jetzt eilte Kysen voran, um sich dem König zu Füßen zu werfen. Er hob sein Gesicht vom Boden und Merens Unruhe verschwand. Kysen grinste den König an.

»Oh lebender Gott, Göttlicher und Goldener.«

Tutenchamun machte eine wegwerfende Handbewegung. »Bitte, Ky.«

»Majestät.« Kysen grinste breit. »Sie sind wieder da!«

Tutenchamun sprang von seinem Stuhl auf und klatschte erneut in die Hände. »Wo sind sie?«

Kysen wandte sich um und deutete mit dem Kopf auf die Türen. Eine lärmende Gruppe junger Männer platzte herein, gefolgt von aufspielenden Musikanten, um die ein paar fremdländisch aussehende Frauen tanzten. Dahinter folgten Diener, die mit Einlegearbeiten verzierte Schatztruhen trugen.

Der König brach in Gelächter aus und rief: »Tanefer!«

Alle im Raum wiederholten diesen Ruf. Meren wich zur Seite aus, als der Körper einer Frau an ihm vorbeiwirbelte. Lächelnd beobachtete er, wie die jungen Männer auf den König zuschritten. Zerzaust, schmutzig und staubig wie ihr Anführer bewegte er sich ausgesprochen unbefangen in der Anwesenheit des Königs, so, als würde er täglich in Königshäusern ein- und ausgehen, was ja auch tatsächlich der Fall war.

Prinz Tanefer kniete vor dem König nieder, der ihn zu sich emporzog. Meren bemerkte die offensichtliche Ähnlichkeit zwischen Tanefer, der vierzehn Jahre älter war als Tutenchamun, und dem König selbst, insbesondere, was die großen runden Augen und die vollen Lippen betraf. Sie hatten sie von ihrem Vater, dem Pharao Amenhotep, geerbt, und Tanefer unterschied sich nur durch die dunklere Haut und das weich gekräuselte Haar, ein Vermächtnis seiner fremdländischen Mutter.

Der König und Tanefer umarmten sich stürmisch. Dann rief Tanefer einen Befehl und die Musik begann. Der sinnlich pulsierende Rhythmus von Trommeln ertönte, als Tanefer dem König etwas zuflüsterte. Dann begann er, in die Hände zu klatschen und sich hin- und herzuwiegen.

Meren erkannte den traditionellen Kriegertanz der königlichen Wagenlenker. Er verschränkte die Arme über der Brust und lächelte, als Tanefer einen Becher Wein ergriff, ihn vor dem König in die Höhe hob und weitertanzte. Tutenchamun lachte und begann ebenfalls zu tanzen. Der König griff nach Kysen, der gehorchte, indem er ebenfalls in Tanzschritt fiel und einen weiteren Neuankömmling, Rahotep, mit sich zog.

Sie wirbelten, stampften und sprangen durch den Raum, bis Tanefer gegen Meren stieß, der einem Arm auswich, sich duckte und sich schließlich an Tanefers Seite schwang. Dieser wirbelte schnell im Kreis herum, dann stellte er ein Bein aus. Tanefer sprang darüber, aber Meren umklammerte seinen Fußknöchel und zog. Tanefer fiel zu Boden, schrie auf und rollte beiseite, als die Reihe der Männer auf ihn zutanzte.

Tutenchamun bot ihm seinen Arm, und Tanefer griff danach. Er sprang auf die Füße, beugte sich nach vorn, stemmte die Hände in die Hüften und schnappte keuchend nach Luft. Die Reihe der Männer brach auf, alle lachten sie über Tanefer und holten Atem.

Der König schlug Meren auf den Rücken. »Das wird ihn lehren, sich in unserer Gegenwart wie ein babylonischer König zu benehmen.«

Tanefer hob den Kopf und grinste Tutenchamun an.

»Aber Majestät, in Wirklichkeit sollte ich, nachdem mein Onkel entthront wurde, tatsächlich König von Mitanni sein. Das wäre ich auch, wenn ich nicht das Zweifache Reich für den angestammten Platz der Götter hielte. Und außerdem braucht der Göttliche Frohsinn und Heiterkeit. Meine Aufgabe ist es, ihm als Trost in seinen Tagen, die mit der

Sorge um das Reich angefüllt sind, beides zu schenken.«

Diese letzte Bemerkung ließ Meren erwartungsgemäß aufhorchen. Er starrte Tanefer an, der sich vor dem König verbeugte. Als er sich wieder aufrichtete, warf er Meren einen Blick zu. Meren erriet die Bedeutung dieses Blickes und setzte sich von der Gruppe ab. Er ging zu Ay hinüber und flüsterte dem alten Mann etwas zu. Ay nickte. Auf seinen Stab gestützt durchschritt er die Gruppe junger Männer und sprach zum König.

»Vielleicht wünscht Eure Majestät, allein mit den Abgesandten aus Palästina und Syrien zu sprechen?«

Tutenchamun hielt einen Moment inne, warf Meren einen Blick zu und sagte: »Ja, das wünscht meine Majestät auf der Stelle. Huy, Khai, Maja, entfernt Euch eine Zeit lang. Wir werden Euch erneut rufen lassen.«

Innerhalb kurzer Zeit waren nur noch wenige Vertraute übrig – der Wesir, Horemheb, Prinz Tanefer und seine Begleiter, Prinz Rahotep und Prinz Djoserkarenseneb, genannt Djoser. Prinz Hunefer blieb neben dem König stehen.

»Warum muss ich gehen?«, fragte er in klagendem Ton.

Meren verdrehte die Augen. Hunefer besaß den Verstand eines Bierfasses, aber er bildete sich ein, Belohnungen und Ehrenbezeugungen zu verdienen, obwohl er nichts dafür getan hatte.

Tutenchamun knirschte mit den Zähnen und blickte Hunefer grimmig an, während er mit dem Fuß auf den Boden trommelte. »Ihr müsst gehen, Halbbruder, weil ich es befohlen habe.«

Meren glitt an Hunefers Seite und lächelte ihn an. Hunefer erschrak, als er ihn plötzlich neben sich sah, wich seinem Blick aus und schlich sich aus dem Raum. Meren überzeugte sich davon, dass der Aufseher die Türen des Audienzsaales geschlossen hatte und dass die königlichen Wachposten daneben standen. Als er zurückkehrte, hatte Tutenchamun sich wieder in seinem Stuhl niedergelassen. Tanefer, Rahotep und Djoser standen vor ihm, die anderen waren hinter ihnen versammelt, alle, außer Ay. Wegen seines Alters und seiner besonders ehrenvollen Stellung bei Hof war es ihm gestattet, bei inoffiziellen Anlässen auf einem Hocker neben dem König zu sitzen. Meren schloss sich der Gruppe an, als Tanefer begann.

»Eure Majestät, Karkashar ist den Hethitern in die Hände gefallen.«

Tutenchamun umklammerte fluchend die Armlehnen seines Sessels.

»Seid Ihr sicher?«

»Ja, Göttlicher«, sagte Rahotep. »Wir haben uns die Ruinen selbst angesehen. Sie haben die Stadt niedergebrannt und dem Erdboden gleichgemacht und die Frauen und Kinder verschleppt.«

Rahotep wandte seinen Blick vom König ab. Seine persönliche Meinung blieb unausgesprochen, war aber jedermann bekannt. Er hätte diese Katastrophe verhindern können, wenn er an Tutenchamuns Stelle Pharao gewesen wäre. Aber Meren war sich darüber im Klaren, dass Rahotep grundsätzlich alles besser zu können glaubte.

Djoser schauderte. »Niemand hat überlebt, Majestät. Ihr hättet das Schlachtfeld sehen müssen. Zuerst glaubte ich, dass einige der Körper sich noch bewegten, aber dann bemerkte ich, dass es ... dass es Fliegen und Würmer waren.«